

Reflexive Moderne und / oder Globalisierung?

Man könnte meinen, dass Albrows Argumentation (siehe oben) genau das macht, was die Vertreter des Ansatzes der ›reflexiven Modernisierung‹ ursprünglich als ihren Anspruch formulieren: nämlich mit ernstzunehmenden konzeptionellen Innovationen auf eine festgefahrene Situation zu reagieren, die durch die ermüdende Debatte zwischen Moderne versus Postmoderne entstanden ist (vgl. Beck/Giddens/Lash 1997: vi). Auch ihnen geht es darum, jene Umstände zu erfassen, die es nahe legen, vom »Ende einer Epoche« (Beck in ebd.: iff.), einer »Periode augenscheinlicher Transformation« (Giddens in ebd.: 56ff.) zu sprechen, die von wahrhaft globaler Dimension ist, in deren Resultat sich eine ›neue Gesellschaft‹ abzeichnet, und die daher schwerlich in den Kategorien der herkömmlichen Moderne erfasst werden können. Dass diese ›neue‹ Gesellschaft zudem ausdrücklich als »erste globale Gesellschaft« (Giddens in ebd.: 96) gekennzeichnet wird, suggeriert zunächst eine argumentative Affinität zwischen Albrows Theorie des *global age* und dem Konzept der *reflexiven Moderne*.¹²

In einer zweiten Annäherung relativiert sich diese Affinität jedoch. Während Albrow die radikale Transformation der gegenwärtigen Gesellschaft ausdrücklich außerhalb des Bezugssystems der Moderne erklären will, wird im Ansatz der ›reflexiven Moderne‹ das Neuartige der gegenwärtigen sozialen Transformation im Kontext der Moderne analysiert, folglich als ›neue‹, ›andere‹, ›zweite‹ oder ›radikalisierte Moderne‹ verstanden. Im Rückgriff auf vorhergehende Arbeiten Becks (1995a, 1986) zur Risikogesellschaft wird hier also zwischen ›erster‹ und ›zweiter‹, ›einfacher‹ und ›reflexiver‹ Moderne bzw. Modernisierung unterschieden. Als kleinster gemeinsamer Nenner zwischen Beck, Giddens und Lash fungiert das Dreiphasenmodell sozialen Wandels von traditionaler Gesellschaft zur ersten Moderne (sprich: Industriegesellschaft) und weiter zur reflexiven Moderne (sprich: ›Risikogesellschaft‹ im weiteren, also nicht nur technologisch-ökologischen Sinne) (vgl. Lash in Beck/Giddens/Lash 1997: 113ff.).

Während die ›erste Modernisierung‹ die sozioökonomischen Strukturen der Feudalgesellschaft aufbricht und in die Industriegesellschaft überführt, sind für den Prozess der ›zweiten‹, oder ›reflexiven Modernisierung‹ die verschiedenen Aspekte der Ausbettung und Restrukturierung der sozialen Formen der modernen Industriegesellschaft selbst kennzeichnend. Ein durchgehendes Thema ist dabei die (fortgesetzte) Freisetzung des Individuums aus kollektiven und institutionellen Strukturen wie Klasse, Nation, Kernfamilie und Wissenschaftsdiskurs. Dies geschieht vornehmlich durch die (ungewollte) Infragestellung dieser Strukturen durch ›Nebenfolgen‹ moderner Entwicklung (z. B. Tscher-nobyl, BSE, permanente Berufsmobilität, transnationale Lebensstile etc.). Die Moderne richtet sich auf sich selbst zurück, weil die Reflexivität, die einst auf die äußere Natur und die Tradition gerichtet war, zunehmend gezwungen ist, die Grundlagen der Moderne selbst (wie z. B. Wissenschafts- und Fortschrittsglaube) in Frage zu stellen, deren Ambivalenzen zum Thema zu machen. Dabei nehmen die drei Autoren unterschiedliche Gewichtungen vor. Während Becks Analysen zunehmend nach den politischen Implikationen der ›Risikogesellschaft‹ fragen, beschäftigt sich Giddens mit der Rolle, die Tradition im Prozess der ›reflexiven Modernisierung‹ einnimmt, und hinterfragt Lash die kognitive Überladung des modernen Vernunft- und Reflexionsverständnisses. Dabei gibt es hinreichende Überlappungen, die Stoff für Kontroversen bieten, so etwa hinsichtlich der unterschiedlichen Beurteilung der Rolle von Expertensystemen im Prozess der reflexiven Modernisierung zwischen Beck und Giddens (vgl. Beck/Giddens/Lash 1997: 116f.).

Vor dem Hintergrund des bisher Gesagten ist es legitim, die Theorie der ›reflexiven Moderne‹ mehr als eine Neudefinition von Reflexivität und Vernunft denn als Theorie über Globalisierung oder Theorie gegenwärtiger gesellschaftlicher Transformation anzusehen. Es ist daher nicht überraschend, dass im angloamerikanischen Diskurs die Theorie der ›reflexiven Modernisierung‹ vornehmlich im Kontext von ›sozialer Theorie‹ verhandelt wurde und wird, d. h. als Versuch rezipiert wird, die uneingeschränkte Anwendung des methodischen Zweifels einerseits und die ästhetisch-kulturelle Einbettung und Relativierung von Vernunft ande-

rerseits weiterzudenken. Fragen der Globalisierung und Globalität treten in den Hintergrund ob des selbst formulierten Anspruchs, über die Grundlagen von Rationalität in der nachindustriellen Moderne neu nachzudenken und zu einer Reform(-ulierung) von Rationalität beizutragen (vgl. Beck in ebd.: 10, 33; Lash in ebd.: 135ff.). Folglich ist es vornehmlich der Themenbereich Rationalität / Vernunft / Wissen, der aus der Vielfalt der unter dem Begriff ›reflexive Moderne‹ verhandelten Problemlagen rezipiert wird. So etwa in Bryan Wynnes Kritik, die die Transformation von einfacher zu reflexiver Moderne wegen der simplifizierenden Betrachtung der Vertrauensbeziehung zwischen Expertensystem und Alltagswissen in Frage stellt (vgl. Wynne 1996). Mit ähnlicher Stoßrichtung diskutiert Luigi Pellizzoni die Theorie der ›reflexiven Modernisierung‹ als Analyserahmen für die Beziehungen von Umwelt, Technologie, Wissenschaft und Gesellschaft (vgl. Pellizzoni 1999). Und Piet Strydom streicht die Unterschiede heraus, die er zwischen Beck und Giddens einerseits und Lash andererseits hinsichtlich eines kognitiven bzw. ästhetisch-hermeneutischen Rationalitätsverständnisses ausmacht (vgl. Strydom 1999). Zu guter Letzt ist für Jeffrey Alexander die Theorie der ›reflexiven Modernisierung‹ nichts Neues, vielmehr sei sie eine Wiederaufbereitung von theoretischen Positionen, für die die drei Autoren hinlänglich bekannt seien (vgl. Alexander 1996).

Wie immer man zu diesen Kritiken im Detail stehen mag, für die hier verfolgte ›Einsicht‹ in die Globalisierungsdebatte ist entscheidend festzuhalten, dass die Theorie der ›reflexiven Moderne‹ in mindestens zweifachem Sinne im Bezugssystem der Moderne verankert bleibt. Erstens bedeutet ›Reflexivität‹ hier zunächst nicht – wie im Globalisierungsdiskurs etwa von Robertson formuliert – die Entwicklung globalen Bewusstseins, d.h. Reflexion als Positionierung und Bezugnahme menschlichen Handelns auf die Welt als ganzer, also als »global human condition« (Robertson 1992: 8, 26ff., 183; vgl. Nederveen Pieterse 1995: 53). Vielmehr geht es um die Reflexivität moderner sozialer Strukturen: zum einen also um die *strukturelle Reflexivität*, wie sie sich in der Krise vormals stabiler Strukturen wie der Familie oder der Ausdifferenzierung von sich gegenseitig in Frage stellenden Wissenschaftsdiskursen zeigt, aber auch in der *Freisetzung* sozialer Akteure von,

und zugleich in kritisch-reflexivem Bezug auf solche Strukturen und Institutionen zum Ausdruck kommt. Aus Letzterem folgt als komplementärer Prozess die *Selbst-Reflexion*: verstanden als Möglichkeit, aber zugleich immer auch Notwendigkeit, die eigene Biographie jenseits von gesichertem und legitimiertem Wissen und stabilen Institutionen auf der einen Seite, aber zugleich auch im Einfluss ständig wachsender Informationsflüsse über die engere und weitere ›Umwelt‹ auf der anderen Seite zusammenzubasteln und auszubalancieren (vgl. Beck/Giddens/Lash 1997: 115f.).

Zweitens wird diese ›Radikalisierung der Moderne‹, also die Unterminierung der Infrastruktur der industriegesellschaftlichen Moderne, aus der Moderne selbst erklärt. Die Rede ist von den »inhärenten Dynamiken der modernen Gesellschaft«, einem »Konflikt innerhalb der Moderne über die Grundlagen der Rationalität und das Selbst-Verständnis der Industriegesellschaft«, »Brüchen und Kontinuitäten *innerhalb* der Moderne« (Beck in ebd.: 2, 10, 177). Die ›Radikalisierung‹ innerhalb dieses Ansatzes meint also, dass *dieselben* Dynamiken der Modernisierung, die einst die Industriegesellschaft hervorbrachten, jetzt durch deren globalen ungewollten und unkontrollierbaren Nebenwirkungen eine *andere moderne* Gesellschaft hervorbringen. Die Debatten über ökologische Konflikte und Krisen, zunehmende Mobilisierung und Individualisierung, Verlust des Bezugssystems ›Arbeitsgesellschaft‹ und den potenziell globalen (Aus-)Wirkungen des komplexen Zusammenspiels dieser Entwicklungen sind im Grunde also radikalisierte Weiterführungen der Modernisierungsdebatte jenseits der Industriegesellschaft bzw. der Axiome der Soziologie der Industriegesellschaft (vgl. Beck 1995a: 134, 141ff.; 1997: 25 Fn. 8). Es ist dann nur konsequent, wenn argumentiert wird, dass das gezwungenermaßen kritische Reflektieren auf die Grundfesten der Moderne selbst, das Sich-selbst-zum-Thema-Machen der modernen Gesellschaft nicht ihr Ende, sondern vielmehr den eigentlichen Anfang der Moderne bedeutet (vgl. Beck 1995a: 143).

Man darf vermuten, dass es genau dieses Verharren einer zugleich radikalen, aber dennoch im vertrauten Kontext der Infrastruktur ›moderne Gesellschaft‹ sich bewegenden Analyse ist, die

Vision einer ›neuen‹ Moderne also, die sich, wenn auch nicht ohne Brüche, so doch ohne revolutionäre Unordnung gleichsam automatisch aus der ›ersten‹ Moderne herausschält, welche das Konzept der ›reflexiven Moderne‹ so anschlussfähig für die neue Politik der Mitte macht. Insbesondere in ihrer Formulierung als »third way« (vgl. Giddens 1994a) ist die Sozialtheorie der reflexiven Moderne in eine pro-aktive Konstellation mit politischer Programmatik eingegangen, wie sie sich deutlicher als im Verhältnis Giddens / Blair kaum denken lässt.

Gerade deshalb bleibt es wichtig, nach dem analytischen Potenzial einer sozialwissenschaftlichen Theorie jenseits ihrer Politikaffinität zu fragen. Während also Albrow die gegenwärtige Transformation im Kontext einer neuen Epoche *jenseits* der Moderne, im Kontext des *global age* verstanden wissen will, wird die ›reflexive Moderne‹ als eine neue Epoche *innerhalb* der Moderne, also als eine zweite Moderne verstanden. Hier ist zunächst nochmals (vgl. oben) darauf zu verweisen, dass sich ›Moderne‹ und ›Globalität‹ durchaus auf unterschiedliche Konfigurationen sozialen Handelns beziehen (vgl. Robertson 1992: 132; 1995: 27). Während ›Globalität‹ eine vornehmlich räumlich-geographische Konnotation hat, ist die Moderne ein vornehmlich zeitlich gerichteter Kontext, der auf die (progressive) Ausrichtung und Vereinheitlichung vornehmlich institutioneller und struktureller, aber auch lebensweltlicher Muster abhebt. Beide Konfigurationen schließen einander nicht aus. Globalität kontextualisiert das Projekt der Moderne. Umgekehrt trifft ebenso zu, dass Globalisierungsprozesse in verschiedenen Modernisierungskontexten unterschiedlich ›gebrochen‹ werden, so in den Transformationsgesellschaften Mittel- und Osteuropas etwa als ›Europäisierung‹ und ›nachholende Modernisierung‹. Die konkreten Muster des Ineinandergreifens von Globalität/Globalisierung und Moderne/Modernisierung bleiben eine offene, d.h. empirisch zu erforschende Frage (vgl. Therborn 2000: 154, 167, 170).

Analytisch bedenklich wird es dagegen, wenn Moderne und Globalität ineinander aufgelöst werden, wenn Globalisierung verkürzt als ›Konsequenz der Moderne‹ gesehen wird und die relative Eigenständigkeit von Globalität als konfigurierendes Element gegenwärtiger gesellschaftlicher Transformation ausgeblendet

wird (vgl. Robertson 1995: 27). Mehrfach wird von den Autoren der ›reflexiven Moderne‹ dieser Unterschied zwischen Globalisierung und (reflexiver) Modernisierung verwischt bzw. Globalisierung dem Prozess der reflexiven Modernisierung mehr oder weniger salopp bei- und untergeordnet (vgl. Beck/Giddens/Lash 1997: 14, 95, 175). Mit der Nivellierung von Globalität und Moderne, Globalisierung und Modernisierung wird zudem die Offenheit eines sich von Globalität herleitenden Verständnisses von Globalisierung verstellt.

Die starke Unterstellung von Gerichtetheit im Konzept der ›reflexiven Moderne‹ ist selbst dann implizit vorhanden, wenn diese in verschiedene »Pfade zur neuen Moderne« (Beck in ebd.: 24) pluralisiert wird. An dieser Stelle erweist sich der Rahmen des Konzepts ›reflexive Modernisierung‹ als zu eng für die darunter versammelten Autoren. Giddens, nicht zufällig derjenige, dessen raumbezogenes Verständnis von Globalisierung (Stichworte: *disembedding/reembedding, time-space distancing*) unter den drei Autoren am stärksten ausgeprägt ist, bringt recht deutlich sein Unbehagen über die Idee der Gerichtetheit und (Un-)Vollendetheit im Konzept und Projekt der ›reflexiven Modernisierung‹ zum Ausdruck und ist nicht geneigt, selbst die Idee der ›Pfade‹ als Kompromiss gelten zu lassen (Giddens in ebd.: 185, 96).

Zu fragen wäre letztlich, ob der Theorie der ›reflexiven Moderne‹ im Kontext komplexer Transformationsprozesse nicht ein ähnlicher Kategorienfehler unterläuft, wie er von Beck der alten Industrie- und Familiensoziologie vor dem Hintergrund der weiteren Ausdifferenzierung und Problematisierung der Infrastruktur der modernen Gesellschaft unterstellt wird (vgl. Beck 1995a: 136f., 140). Verstellt nicht paradoxerweise die Idee einer ›anderen Moderne‹ und der mit ihr unterstellten Kontinuität zwischen der gegenwärtigen und vorhergehenden Epoche zu viel von dem, was anders ist an der gegenwärtigen Transformation? Umgekehrt wäre zu bedenken, ob nicht bei Albrows Versuch, dieses Andere und Neue radikal außerhalb des Bezugssystems der Moderne zu verstehen, zu viel an Kontinuitätsmomenten ausgeblendet bleibt. Diese Überlegungen kommen etwa bei David Lyon zum Tragen, wenn er nahelegt, dass es sich bei der Frage: *global age oder reflexive Moderne* um eine Art ›Unschärferelation‹ zwischen zwei kon-

kurrierenden Paradigmen mit »totalizing viewpoint« handeln könnte (vgl. Lyon 2000: 229ff.)

Was jedoch ist die Konsequenz, wenn man sich den Gesamtklärungsansprüchen dieser beiden Ansätze mit ihren jeweils unterschiedlichen Gewichtungen von Kontinuität und Differenz zwischen Globalität und Moderne, Globalisierung und Modernisierung entziehen will? Was, wenn man mit Melucci annimmt, dass es am Überschneidungspunkt zweier Epochen vielleicht gar nicht angemessen ist, die Frage nach einer Gesamtdefinition von Gesellschaft zu stellen, und stattdessen korrekterweise von einer »undefined society« sprechen möchte (Melucci 1996b: 485, 494)? Die Konsequenz ist keineswegs der Verzicht auf jeglichen theoretischen Anspruch, wohl aber auf voreilige gesamtgesellschaftliche Definitionsversuche: »Rather than denying this quandary or hiding behind words, it is preferable, in my opinion, to clearly state that we do not know what society we are talking about. We definitely do know, empirically, but our theories do not provide adequate tools to enable us to forge an overall interpretation« (ebd.: 486).

Globalisierung: Niedergang des Nationalstaates?

Daniel Bells bekannte These, dass der Nationalstaat zu klein für die großen Probleme des Lebens und zugleich aber zu groß für die kleinen Probleme des Lebens ist, hat sich mittlerweile zum Gemeinplatz entwickelt. Dabei wird die sich in Bells These versteckte Provokation einer komplexen Fragestellung oftmals verkürzt als Ende oder Untergang des (National-)Staates gelesen. Mit Sicherheit ist Globalität bzw. Globalisierung eine Herausforderung für den Nationalstaat. Während jedoch die Annahme des Niedergangs des Nationalstaates heftig umstritten ist (vgl. Ohmae 1995; Albrow 1996; Weiss 1997; Mann 1997), gilt als konsensfähig, dass wir zumindest eine »Transformation« der Position des Nationalstaates in der globalen Arena im Allgemeinen und einzelner seiner Kapazitäten und Funktionen im Besonderen beobachten können (vgl. McGrew 1998; Shaw 1997).

In einem Artikel, der die diesbezügliche Diskussion der

1990er Jahre Revue passieren lässt, trifft Anthony McGrew die für eine erste Orientierung hilfreiche Unterscheidung zwischen »globalists«, »scepticists« und »transformationalists« (McGrew 1998: 303ff.). Nach McGrews Typisierung gehen *globalists* (wie z. B. Ohmae) von einer *borderless world* aus – präziser wäre in diesem Falle von *borderless world economy* zu sprechen –, in der der Nationalstaat und seine politischen Steuerungsversuche obsolet geworden sind. Demgegenüber argumentieren die *scepticists* (wie z. B. Linda Weiss) auf der Grundlage von Statistiken über Außenhandel und Kapitalmobilität, dass, wenn überhaupt, eine verstärkte Internationalisierung der Kapitallogik vorliegt, nicht jedoch eine Globalisierung ökonomischer Aktivitäten. In dieser Internationalisierung nähme der Nationalstaat zudem eine aktive Rolle ein, mache grenzüberschreitende Handelsaktivitäten erst möglich. Zudem hat aus dieser analytischen Perspektive die gegenwärtige Intensivierung der internationalen Verflechtung unübersehbare Parallelen zu Entwicklungen im 19. Jahrhundert. Die *transformationalists* letztlich, zu denen sich McGrew selbst zählt, streichen demgegenüber die qualitative Neuartigkeit globaler Integration heraus. Gleichzeitig weisen sie jedoch die Idee der *einen* Weltgesellschaft zurück und betonen stattdessen die komplexe Restrukturierung sozioökonomischer und politischer Geographien mit neuen Hierarchien und Regionalisierungen. In diesem Prozess komplexer Rekonfiguration ist danach die Rolle des Nationalstaates keineswegs eindeutig vorauszusehen.

Zwei Dinge werden an dieser Stelle deutlich. Diese Debatte wurde vornehmlich im politökonomischen Diskurs geführt. Und wie alle Typisierungen, so sind auch McGrews Zuordnungen und Einteilungen zugleich erhellend, aber punktuell eben auch simplifizierend. Wenn McGrew z. B. Albrow (vgl. oben) den *globalists* zuordnet, so ist das zwar vom *labelling* her zutreffend, vom Argument her steht Albrow jedoch dem Ansatz näher, den McGrew den *transformationalists* zuschreibt (d. h. Offenheit des Globalisierungsprozesses, neue Stratifikationen und Konflikte statt homogene Weltgesellschaft, keine simplifizierende Annahme vom ›Untergang‹ des Nationalstaates, sondern die These von dessen ›Aufhebung‹ in einer neuen Konfiguration menschlichen Handelns). Es ist daher ratsam, im Fortgang der Darstellung der Anregung

Michael Manns (1997) und Martin Shaws (1997) zu folgen und sich konkreten Formen der Transformation nationalstaatlicher Kapazitäten und Organisationsformen zuzuwenden, statt Nationalstaat und Globalisierung einander abstrakt in einem Entweder-oder-Schema gegenüberzustellen.

Als Einstieg ist es jedoch durchaus angebracht, sich zunächst noch einmal mit einem klassischen Ansatz der soziologischen Globalisierungsdiskussion zu befassen. Robertsons Konzept des *global field* bietet gewissermaßen eine Vitalisierung und Kontextualisierung des zu abstrakt formulierten Eingangsproblems Nationalstaat vs. Globalisierung (vgl. Robertson 1993: 25ff, 61f.; vgl. oben). Die globale Arena beschreibt hier eine Konfiguration, in der sich unterschiedliche politische und soziale Akteure in Bezug auf die *global human condition* und zugleich in Bezug aufeinander (re-)positionieren. Eine Implikation dieses Repositionierungsprozesses ist, dass der Nationalstaat nicht mehr ohne weiteres als ausschließlicher bzw. dominanter Bezugsrahmen sozialen Handelns und politischen Engagements angenommen werden kann. So lässt sich z.B. eine Revitalisierung von (staats-)bürgerlicher Verantwortung und Identität in Bezug auf Geschehnisse in anderen (National-)Staaten (Reisen, Medien), in Bezug auf allgemeinschliche Rahmenbedingungen (Menschenrechte, Umweltprobleme) und die zumindest in Ansätzen gegebene Absicherung dieser Reorientierung durch supranationale Institutionen (United Nations Centre for Human Rights, Europäischer Gerichtshof) beobachten.

In Hinsicht auf ökologische bzw. Umweltprobleme, um eine der von Mann angeführten Herausforderungen an den Nationalstaat herauszugreifen, lässt sich dies verdeutlichen. Steven Yearley spricht in diesem Zusammenhang von »new politics of the environment«, in denen die Nationalstaaten weder die Hauptverhandlungspartner, geschweige denn die alleinigen Beteiligten seien (Yearley 1996: 62ff.). Stattdessen ist globale und transnationale Umweltpolitik eine Arena, in der intensive Machtkämpfe ausgefochten werden zwischen bzw. unter Beteiligung von nationalstaatlichen Regierungen aus Nord und Süd, NGOs wie *Greenpeace* und *Friends of the Earth*, supranationalen staatlichen Körperschaften wie den UN oder der EU, transnationalen Konzernen

mit Interessen an global abgestimmten Umweltregulierungen, subnationalen Akteuren wie Lokalverwaltungen und regionalen Bürgerinitiativen bzw. »neuer sozialer Bewegungen« im Kontext der *Agenda 21-Erklärung* sowie letztlich von Wissenschaftlern als den das notwendige Legitimationswissen bereitstellenden Alliierten aller an den *politics of the environment* Beteiligten. Dabei geht es nicht nur um die praktische Durchsetzung irgendwelcher Quoten und legislativer Maßnahmen, sondern auch um die diskursive Aushandlung dessen, was als »globale Umweltprobleme« gelten soll. Gamaliel Perruci z.B. zeigt in seiner empirischen Studie über den brasilianischen Amazonas, wie die brasilianische Regierung einen (nicht erfolglosen) dauernden »ökologischen Balance-akt« vollführt zwischen transnationalen Umweltinteressen und nationalen ökonomischen und politischen Interessen, ausgefochten im Kräftefeld zwischen Vertretern globaler und lokaler Umweltorganisationen, dem nationalen Militär, den Ureinwohnern, den dort ebenfalls ansässigen und an »Entwicklung« interessierten Brasilianern portugiesischer Abstammung sowie den ihre Eigeninteressen verfolgenden Nachbarstaaten Venezuela und Bolivien (vgl. Perucci 1998).

Die generelle soziologische Signifikanz obiger Entwicklungstendenzen hin zu globalisierten Formen von *new environmental politics* liegt im Entstehen von *new political spaces*, in denen sich eine zunehmend globalisierte Zivilgesellschaft formiert, welche nationalstaatlich organisierte Formen politischer Legitimation und zwischenstaatlicher Formen von *governance* zunehmend ignoriert und umgeht, da die Problemlösungskapazität nationalstaatlicher Politik als inadäquat angesehen wird (vgl. Lipschütz 1992; Falk 1995). Allerdings ist anzumerken, dass natürlich nicht nur zivilgesellschaftlich eingebettete Netzwerke, sondern auch staatliche Institutionen selbst sich zunehmend jenseits der Grenzen des Nationalstaatscontainers (re-)organisieren. Albrow verweist hier auf eine trianguläre Ausbettungskonstellation, in der nicht nur Formen zivilgesellschaftlicher Verantwortung auf lokaler, regionaler und globaler Ebene (wieder-)entdeckt werden, sondern auch Nation und Staat sich über Grenzen hinweg (re-)organisieren (vgl. Albrow 1996: 163f., 172, 61f.). Dies sind Entwicklungen, die für den Nationalstaat ambivalente Implikationen haben. Einer-

seits ist Albrows Beobachtung plausibel, dass der Nationalstaat ob der relativen Eigenständigkeit der von ihm ursprünglich ins Leben gerufenen zwischenstaatlichen institutionellen Strukturen und der dazugehörigen transnationalen bürokratischen Elite sich zunehmend wie ein ›Zauberlehrling‹ fühlen muss. Andererseits ist die Herausbildung supranationalstaatlicher administrativer und politischer Strukturen keineswegs mit dem Untergang des Nationalstaats gleichzusetzen, sondern kann auch dessen partielle Stärkung bedeuten. Wie Diskussionen um *multi-level governance* zeigen, führt das Delegieren von nationalstaatlicher Souveränität zu Machtkonstellationen, die von Fall zu Fall differieren, wobei in diesem *power bargaining* nationalstaatliche Regierungen durchaus nicht immer am kürzeren Hebel sitzen (vgl. Marks et al. 1996; Held 2000: 399ff.; McGrew 1998: 308f.).

Trotz dieser Versuche, mit flexibleren Formen von politischer Steuerung den komplexen Formen globaler Interdependenzen gerecht zu werden, proklamiert David Held eine zunehmende Diskrepanz zwischen sozialen und politischen Räumen (vgl. Held 2000: 399f.). Die u.a. durch Umweltprobleme über Grenzen hinweg zusammengeordneten »overlapping communities of fate« stimmen immer weniger überein mit den letztlich doch um nationalstaatliche Territorien und Legitimationsmechanismen herum hierarchisierten »political communities« wie etwa der EU. Angesichts der neuen, nicht-statischen Komplexität globaler (Umwelt-)Probleme schlägt Held das Projekt einer basisorientierten *cosmopolitan democracy* vor, welches die Grundprinzipien demokratischer Entscheidungsfindung bewahrt, aber zugleich ›aufhebt‹ in flexiblen Formen demokratischer Selbstverwaltung innerhalb problemspezifischer räumlicher und institutioneller Relevanzen. Held beschreibt den Kern seines Arguments wie folgt: »The core of this project involves reconceiving legitimate political authority in a manner that disconnects it from its traditional anchor in fixed borders and delimited territories and, instead, articulates it as an attribute of basic democratic arrangements or basic democratic law which can, in principle, be entrenched and drawn upon in diverse self-regulating associations – from cities and subnational regions to nation-states, regions and wider global networks« (ebd.: 402f.)

Das Projekt einer kosmopolitanen Demokratie lebt also wesentlich von der Initiative des Individuums, verlangt sozusagen im Gegenzug Formen von *cosmopolitan citizenship* jenseits der Loyalität zum Nationalstaat und gelegentlichem Wahlzettelausfüllen. Nach Held ist diese Form von ziviler Verantwortung gekennzeichnet von der Fähigkeit zum Dialog und zur Vermittlung zwischen lokalen, regionalen und globalen Relevanzstrukturen (vgl. ebd.: 402). Gleichmaßen argumentieren Albrow und O’Byrne, dass zivile Verantwortung nicht mehr mit Pflicht zur Loyalität gegenüber dem Nationalstaat gleichgesetzt werden kann und andere Ressourcen moralischer Verantwortung wieder in den Vordergrund treten (vgl. Albrow/O’Byrne 2000: 71ff.). Anknüpfungen zu den Konzepten »life politics« (Giddens), »Subpolitik« (Beck), sowie »playing self« (Melucci) sind unübersehbar.

Dieser kurze Exkurs in nur eine – die ökologische – Dimension der Herausforderungen an den Nationalstaat verdeutlicht die Vielschichtigkeit der Problematik des Verhältnisses von Globalisierung und Nationalstaat. Darüber hinaus sei auf Göran Therborns (2000: 166ff.) und Michael Manns (1997) Plädoyer für größere regionale Sensibilität bei der Analyse der Auswirkungen von Globalisierung im Allgemeinen und im Hinblick auf den Nationalstaat im Besonderen verwiesen. Empirische Untersuchungen aus Osteuropa und anderen nichtwestlichen Regionen dieser Welt gemahnen zur Vorsicht gegenüber vorschnellen Verallgemeinerungen von Überlegungen, die einer bisher wesentlich transatlantisch geführten Diskussion entstammen (vgl. Offe 1996; Linz/Stepan 1996). Globalisierung lässt sich nicht in lineare Entwicklungen verpacken. Es ist deshalb verfrüht, von einem Ende oder Untergang des Nationalstaats zu sprechen. Das Gleiche Argument trifft allerdings auch auf die Vorhersage eines »emergent global state« zu (Shaw 1997: 503ff.; vgl. Albrow 1996: 178ff.). Auch hier ist eine empirisch fundierte Bestandsaufnahme verschiedener sich entwickelnder Formen von Zivilgesellschaft, Nationalismus, staatlicher Steuerung und auch erster Formen von *cosmopolitan democracy* an den Anfang zu stellen, bevor über zukünftige Formen und neue Prinzipien staatlicher Organisation, irgendwo zwischen »Transnationalstaat« (Beck 1997: 184f.) und »glocal city-states« (Castells 1997: 357; vgl. Brenner 1998) sowie

dem potenziellen Zusammenspiel solcher Formen empirisch fundiert theoretisiert werden kann.

Globale Verstädterung oder globale Städte?

Keine Teildebatte im Globalisierungsdiskurs reflektiert dessen logisch-historische Entwicklung so sehr wie die über die Funktion und Rolle eines neuen Stadttypus: der *global city*. Jedoch noch vor jeglicher analytischen Anstrengung deutet sich ein unmittelbar einsichtiger Zusammenhang zwischen Stadt und Globalisierung an. Sollten statistische Trendvoraussagen eintreten, nach denen der Anteil der Weltbevölkerung, der in städtischen Räumen lebt, sich bis zum Jahr 2025 auf ca. 65 Prozent erhöhen wird, dann macht es durchaus Sinn, in der Tendenz von einer »global urban society« zu sprechen (Clark 1996: 166ff., 187). Schon in den 1970er Jahren hatte Henri Lefèbvre eine Hypothese gewagt, die für das neue Millennium den bestimmenden gesellschaftsstrukturellen Trend angeben könnte: die vollständige Verstädterung der Gesellschaft (vgl. Lefèbvre 1990). Hieran schließen sich sofort empirische Fragestellungen nach der *global sustainability* dieses Trends an, da Metropolen bereits heute im Vergleich zu ihrem »Hinterland« disproportional globale Ressourcen aufbrauchen und ihr linearer Metabolismus zunehmend im Widerspruch zu Annahmen über die Notwendigkeit zirkulärer Wiederverwertungskreisläufe steht (vgl. Cadman/Payne 1990; Harvey 1996: 426ff.).

Man kann im Anschluss hieran argumentieren, dass Urbanisierung ein entscheidender Träger von Globalisierungsprozessen ist. Dies Argument wäre konsistent mit derjenigen Linie der Globalisierungsdebatte, die die Kontinuität zwischen Modernisierung und Globalisierung herausstreicht. Es ist daher erstaunlich, dass die Stadt bzw. die Urbanisierung in Giddens' Modell der »institutional dimensions of modernity« bzw. »dimensions of globalization« keinen Platz findet (Giddens 1994: 59, 71; vgl. oben). Denn bleibt man im Kontext von Giddens' Argument, so hat der Prozess der Urbanisierung unbestreitbar zur Universalisierung von sozialen und politischen Formen beigetragen, die sich ursprüng-

lich in der Konfiguration der (west-)europäischen Moderne entwickelten. Ebenso ist die (Welt-)Stadt gewiss ein Ort, an dem die ›Konsequenzen der Moderne‹, seien sie ökologischer oder anderer Art, radikalisiert werden und am deutlichsten zu Tage treten. Zugleich macht der Hinweis auf die ökologischen Konsequenzen von globaler Verstädterung deutlich, dass Kontinuität auch hier mit Diskontinuität einhergeht. Die ökologischen Konsequenzen urbaner Modernisierung stellen den Urbanisierungsprozess selbst in ein neues Bezugssystem – das von planetarer Ganzheit und Endlichkeit.

Neben den genannten empirisch-prognostischen Zusammenhängen lässt sich ein intensiver analytischer Fragezusammenhang zwischen Stadtentwicklung und Globalisierung ausmachen. Die Rede von der ›Weltstadt‹ als Zentrum und Trendsetter kultureller Entwicklungen (im engen und weiten Sinne) sowie zugleich als Schaubühne ethnischer und sozialer Diversität gibt es schon lange und kann vermutlich bis zu Goethe zurückverfolgt werden, der mit diesem Begriff zunächst Rom und später Paris adelte (vgl. Gottman 1989: 62). Die eigentliche Debatte über die Weltstadt – oder *global city* – und ihre Funktion im Gefüge globaler sozial-räumlicher (Neu-)Ordnung(en) wird hingegen mit John Friedmanns »world city hypothesis« eingeläutet (vgl. Friedman 1986; 1995; vgl. King 1991: 53ff.). Friedmanns These besagt, dass sich die Weltökonomie um ein globales und zugleich hierarchisch organisiertes System von Weltstädten organisiert. Des Weiteren, so Friedmanns Argument, schlägt sich dieser Prozess der Konzentration der Kontrollfunktion innerhalb der ›neuen internationalen Arbeitsteilung‹ in einigen wenigen Weltstädten in typischen räumlichen Strukturen ebendieser Städte nieder.

Die Tragweite dieser These lässt sich nur vor dem Hintergrund und im Rückgriff auf die von Fernand Braudel vorgelegte historische Studie zur Rolle von Weltstädten in der Entwicklung moderner bzw. neuzeitlicher Weltökonomien angemessen erfassen (vgl. Braudel 1984). Danach fungierten Städte wie Venedig, Genua, Antwerpen, Amsterdam und schließlich London als die ›urbanen Gravitationszentren‹ der sich seit dem Mittelalter in Europa sukzessive herausbildenden ›Weltwirtschaften‹. Allerdings handelt es sich hier um territorial definierte und letztlich trotz ihrer Domi-

nanz immer nur fragmentarische (d.h. nicht wirklich globale) ›weltwirtschaftliche‹ Konfigurationen, wie sie auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung wohl am besten durch London und das British Empire exemplifiziert werden können (vgl. Jones 1990: 45ff.).

Die Entwicklungen der 1970er und 80er Jahre führen jedoch zu einer grundlegend anderen Konfiguration. Die Reorganisation postfordistischer Produktionsabläufe, d.h.: die raum-zeitliche und technologische Flexibilisierung von Kapitalströmen und Informationsflüssen – ermöglicht durch den Einzug der so genannten *new technologies* –, führt zu einer Weltökonomie von wirklich globaler Reichweite und Flexibilität. Einige Weltstädte erlangen in diesem Restrukturierungsprozess eine neue strategische Funktion. Relativ abgekoppelt von ihrem jeweiligen nationalstaatlichen Hinterland fungieren sie im Verbund als Koordinations- und Kontrollzentren einer durch *global flows* von Informationen, Waren, Arbeitskräften und Technologien gekennzeichneten globalen und zugleich dezentrierten neuen Arbeitsteilung. Anthony King hat diese Transformation von der Weltstadt zur *global city* exemplarisch für London nachgezeichnet (vgl. King 1991). Im Unterschied zu Weltstädten in Braudels Sinne sind die *global cities* also zwar die *new cores* eines transitorischen und flexiblen »disorganized capitalism« (Lash / Urry 1994: 17ff.), zugleich aber wird das Schicksal dieser Städte selbst durch eine komplexe globale Machtkonfiguration bestimmt, über die die einzelne Stadt mit ›globalem Status‹ wenig Kontrolle hat (vgl. King 1991: 145ff.).

Entscheidend an der durch Friedmanns »world city hypothesis« ausgelösten Diskussion über die Formierung ›globaler Städte‹ ist also, dass ebendiese Formation nicht aus intraurbanen Entwicklungen im engeren Sinne, und auch nicht aus ihrem nationalstaatlichen Kontext heraus, sondern nur aus dem globalen Blickwinkel einer sich herausbildenden neuen Logik kapitalistischer Akkumulation und Arbeitsteilung heraus erklärt werden kann. Die diesbezüglich bedeutendsten Ansätze wurden von Saskia Sassen und Manuel Castells vorgelegt. Sassen verweist in ihrer vergleichenden Studie zu New York, London und Tokyo auf die »complex duality« zwischen »spatially dispersed, yet globally integrated organization of economic activity«, ein scheinbares Pa-

radox, das durch die raum-zeitliche Flexibilität neuer computerisierter (Kommunikations-)Technologien, (zumindest teilweise erzwungene) Arbeitsmigration und nicht zuletzt die neue strategische Rolle globaler Städte aufgehoben wird: »The fundamental dynamic posited here is that the more globalized the economy becomes, the higher the agglomeration of central functions in a relatively few sites, that is, global cities« (Sassen 1991: 5).

In Sassens Verständnis sind *global cities* jedoch mehr als nur »nodal points« (ebd.) zur Koordination und Kontrolle von *global flows*. Sie sind in der Lage, diese Funktion auszuüben, weil sie zugleich auch Zentren von speziellen Serviceindustrien sind. Gemeint sind hier solche Serviceleistungen wie *management consulting*, *head hunting* und internationale Rechtsberatung, die für jeden Klienten bereitstehen, solange er nur zahlungsfähig ist. Die globale Stadt ist also sowohl in ihrer strategischen Funktion als auch im konkreten Dienstleistungsangebot auf ihre Stellung im System globaler Städte ausgerichtet, statt sich primär an nationalstaatlichen Rahmenbedingungen und Entwicklungsoptionen zu orientieren. In diesem Sinne spricht Sassen von einer »systemic discontinuity« zwischen nationalstaatlicher Entwicklung einerseits und der Prosperität globaler Städte andererseits (ebd.: 8f.).

Noch deutlicher formuliert Castells den inhärenten Dualismus der neuen räumlichen Logik kapitalistischer Produktion und Akkumulation (vgl. Castells 1996: 376ff.). In Anlehnung an Sassen wird auf die Gleichzeitigkeit von räumlicher Dispersion und globaler Integration als konstitutiver Logik hinter den sich entfaltenden »new industrial spaces« verwiesen. Globale Städte stehen dabei immer mehr im Zentrum globaler Produktions- und Informationsnetzwerke, während sich andererseits überall auf der Welt »black holes of marginality« herausbilden, die durch die flexible und weitmaschige Geographie dieser Netzwerke hindurchfallen (ebd.: 410ff.).

Allerdings, und hier gewinnt der zweite Aspekt von Friedmanns »world city hypothesis« wieder an Relevanz, schlägt sich die strukturelle Disparität von gleichzeitiger Globalisierung und Lokalisierung nirgendwo stärker nieder als in den globalen Städten selbst. Denn die Rolle der globalen Stadt als Knotenpunkt globaler Flüsse betrifft einige wenige Segmente dieses Stadtypus,

keineswegs die Stadt in ihrer Ganzheit. Die globale Stadt ist also de facto »connected externally to global networks and to segments of their own countries, while internally disconnecting local populations that are either functionally unnecessary or socially disruptive« (ebd.: 404; Hervorhebung J.D.). Castells selbst hat diese Konstellation einschlägig als »dual city« beschrieben (vgl. Castells 1989, 1994). In genereller Übereinstimmung mit diesem Argument einer radikalen räumlich-sozialen Restrukturierung globaler Städte nach den Imperativen einer globalisierten Ökonomie sprechen Susan Fainstein et al. (1992) von »divided cities«, während Erhard Berner und Rüdiger Korff hinsichtlich der radikalen Ausdifferenzierung polarisierender urbaner Räume und Milieus in Manila und Bangkok den Begriff »metropolitan dilemma« bevorzugen (vgl. Berner / Korff 1995).

Nachfolgende Studien haben den Ansatz der »dualen Stadt« modifiziert bzw. um eine lebensweltlich-kulturelle Dimension ergänzt. Zunächst ist offensichtlich, dass die wichtige Einsicht in die strukturellen Ambivalenzen der Globalisierung urbanen Raumes, die sich in der polarisierenden Dualität von Einkommensstruktur, Wohnungsmarkt und Serviceleistungen zeigen, auf der anderen Seite den Blick für komplexere interne Differenzierungen zwischen und innerhalb verschiedener sozialer Universen verstellt. Die Alltagsroutinen der (Welt-)Städter sind mit Wahrscheinlichkeit eher komplexe Konfigurationen, die sich nicht auf ein Quartier beschränken lassen, und ein und derselbe Ort kann im Laufe eines Tages das Setting für verschiedene sozial-kulturelle Milieus sein. Adäquater in der Erfassung dieser komplexen raum-zeitlichen Konfiguration als das Konzept der *dual city* scheint daher der Begriff der *layered city* zu sein: »Each city is multiple cities, layered over and under each other, separated by both space and time, constituting the living and working environment of different classes and different groups, interacting with each other in a set of dominations and dependencies that reflect increasing distance and inequality« (Marcuse / van Kempen 2000: 265).

Während der Ansatz der *layered city* lebensweltliche Komplexität zumindest in Betracht zieht, bleibt die Globalisierung dieses »layering« selbst unthematisiert. Nimmt man jedoch Appadurais

sowie Lashs und Urrys Argument von einer radikalisierten *global cultural economy* ernst, so wird klar, dass diese nicht nur aus der zunehmend beschleunigten Mobilität von Informationen, Gütern und Technologien gespeist wird, sondern auch eine ›Deregulierung‹ lebensweltlicher Settings, die Mobilität von Individuen, Milieus, Symbolen sowie den Transfer von großen und kleinen Erzählungen mit umfasst. So wie die *global city* aus sozioökonomischer Perspektive adäquat als »nodal point of financial and informational flows« bezeichnet werden kann, so ist sie doch zugleich aus kultureller Sicht eine »cross road of globalized life-worlds«. Der Begriff der *Microglobalization* versucht diese Verdichtung globaler kulturell-lebensweltlicher Vielfalt in die koexistierenden Milieus der globalen Stadt hinein zu erfassen (vgl. Dürrschmidt 2000: 12ff.; vgl. Albrow 1997). Die globale Stadt selbst, sowie auch ihre individuellen Nachbarschaften und Quartiere, erscheinen aus dieser Sicht als ›globalisierte Soziallandschaft *en miniature*‹. Globale Soziallandschaften werden räumlich verdichtet, aber nicht verschmolzen oder einfach vermischt. Somit setzt sich dieser Ansatz sowohl von der Idee des metropolitanen Schmelztiegels (vgl. Wirth 1969: 69f.) als auch von der Beliebigkeit eines postmodernen urbanen ›Potpourris‹ ab (vgl. Harvey 1993: 301ff.).

Aus dem Vorhergehenden wird deutlich, dass, vergleichbar der Globalisierungsdebatte im Allgemeinen, auch der Diskurs über den Stadttypus *world city* oder *global city* zunächst ausschließlich in sozioökonomischer Terminologie geführt wurde und dann einen *cultural turn* erfuhr. Aus der Sicht der Politischen Ökonomie zeichnen sich Welt- oder globale Städte durch die Fokussierung von Kapital- und Informationsströmen aus, wofür mit Vorliebe die Anzahl der Hauptsitze ›ausländischer‹ Banken und TNCs als Indikator bemüht wird – auch als Kriterium für die internen Hierarchien des Systems der globalen Städte (vgl. Sassen 1991: 168ff.; Short/Kim 1999: 24ff.). Zunehmend jedoch kamen Ende der 1990er Studien in den Blick, die die kulturelle Rolle der Weltstädte betonen (vgl. Eade 1997; Hannerz 1998), ihre kulturelle und ethnische Semantik beleuchten (vgl. King 1996) und die die globale Stadt als Setting herausstreichen, dass für den kulturellen Dialog zwischen dem Globalen und dem Lokalen prädestiniert ist (vgl. Cvetkovich/Kellner 1997).

Im Zusammenhang damit beleuchtet die jüngere Debatte erneut das Verhältnis der globalen Stadt zu ihrem national(staatlichen) Hinterland. Kritisch wird hier auf die vor allem von Sassen (vgl. oben) postulierte »systemic discontinuity« zwischen der Entwicklung des Systems globaler Städte einerseits und nationalstaatlicher Entwicklung und Steuerung andererseits abgehoben. Kritisiert wird die Annahme von dualen raum-zeitlichen Referenzsystemen, von denen das eine als historisch sich entwickelnd (System der globalen Städte), das andere jedoch als statisch und abgeschlossen aufgefasst wird (nationalstaatliche Ökonomien). Diese Annahme lässt sich angesichts jüngster Tendenzen hin zu supranationalen und subnationalen Formen staatlicher Steuerung und Regulierung nicht ohne weiteres aufrechterhalten. (National-)Staatliche Akteure sind aus dieser Sicht keineswegs nur passiver Resonanzboden für die Formierungsprozesse eines sich um globale Städte organisierenden Weltsystems (vgl. Brenner 1998: 7ff.). Im Zusammenhang damit wird darauf verwiesen, dass die *world city hypothesis* dazu beigetragen hat, eine Debatte anzufachen, die die äußeren Merkmale und strukturellen Positionierungen eines bestimmten Stadttyps (über-)betont und die »multiple contingencies« (jeweilige weiterwirkende Stadtgeschichte, Einbettung in regionale Kulturen, geographische Lage sowie lokale und regionale Steuerungsregimes etc.) urbaner Entwicklungen unterschätzt. Argumentiert wird hier also für eine verstärkte Berücksichtigung der unterschiedlichen möglichen »Entwicklungspfade«, die urbane Zentren in der globalen Gesellschaft genommen haben oder noch nehmen werden (vgl. Marcuse/van Kempen 2000: 266ff.).

Was sich in der Debatte über globale Städte andeutet, ist im Grunde eine Replikation der Tendenzen in der generellen Globalisierungsdebatte, nämlich die Hinwendung zum Detail, zur empirischen Überprüfung einiger vielleicht vorschnell getroffener Generalisierungen und das verstärkte Interesse an kulturellen Dimensionen von urbaner Mikroglobalisierung.

McDonaldisierung oder kulturelle Hybridisierungen? Oder: Wie ist eine globale Kultur möglich?

Thomas Friedmans Bestseller »The Lexus and the Olive Tree« (2000) hat ein Problem in die öffentliche Debatte über Globalisierung gerückt, die den akademischen Diskurs seit längerem beschäftigt: Wenn denn Globalisierung Entwicklung hin zu einem mehr und mehr durch effiziente Technologie (dafür steht das japanische Luxusauto »Lexus«) gesteuerten globalen System bedeutet, wo bleibt dann Raum für unser Bedürfnis nach sinnhafter Verortung, Zugehörigkeit und kultureller Verwurzelung (hierfür steht der Olivenbaum)? Kann man die Frage überhaupt als ein Entweder-oder stellen? Lassen sich beide Seiten in Balance halten?

Die Debatte, die sich mit den Tendenzen von Globalisierungsprozessen befasst – Geht es hin zu einem zunehmend vereinheitlichten und standardisierten monokulturellen gesellschaftlichen System oder aber haben wir es zu tun mit einer zunehmend diversifizierten und innovativen globalen Kulturlandschaft? – zählt zu den Brennpunkten der soziologischen Globalisierungsdebatte (vgl. Appadurai 1992: 295; Robertson 1995). Dass diese Homogenisierungs-/Heterogenisierungsdebatte vornehmlich mit Blick auf die kulturelle Dimension von Gesellschaft geführt wird, sollte nicht überraschen. Drei Gründe seien angeführt. Zum einen ließe sich mit Waters in Hinsicht auf die Entwicklung globaler Medien- und Kulturindustrien argumentieren, dass im Symbol- und Sinnzusammenhang von Kultur tatsächliche Globalisierungstendenzen (d.h. in diesem Falle: Entwicklungen, die über das Zwischenstaatliche oder sich innerhalb von TNCs Abspielen- de hinausgehen) deutlicher noch als im Bereich der Politik oder der Ökonomie nachweisbar und auch erlebbar sind (vgl. Waters 1995: 124f.). Im Zusammenhang damit stellen sich dann zum anderen in vehementer Weise Identitätsfragen. Die Kohärenz zwischen nationalstaatlich organisiertem Kulturgefüge und individueller wie kollektiver Identität ist in den neuen Komplexitäten kultureller Entwicklung zunehmend in Frage gestellt. Identität wird zur reflexiven Daueraufgabe (vgl. Featherstone / Lash 1999). Letztlich jedoch muss auf die diskursive Logik der Globalisie-

rungsdebatte selbst verwiesen werden. Hier hat der insbesondere von Robertson nachdrücklich forcierte *cultural turn*, als Versuch der Abgrenzung gegen Wallersteins Weltsystemtheorie und deren Sichtweise der kulturellen Sphäre als eher sekundär und abgeleitet, zu einer nicht gewollten Konsequenz geführt: nämlich dem (Miss-)Verständnis von *global culture* als einer ihrerseits nun allumfassend wirksamen und vereinheitlichenden Dynamik.

Vergewissert man sich an dieser Stelle nochmals des Kernarguments der ursprünglichen Ansätze der soziologischen Globalisierungstheorie von Giddens und Robertson, so leistet keiner von beiden einem Denken von Globalisierung als kultureller Homogenisierung Vorschub. Robertsons Theorie des *global field* spricht von einer *Relativierung* globaler Akteure zueinander in Beziehung auf die *global human condition*. Dies schließt das Formulieren verschiedener, potenziell in Konflikt stehender kultureller Interpretationen von Globalität und Globalisierung ausdrücklich ein (vgl. Robertson 1992: 26ff.). Giddens Theorie des *disembedding* und *reembedding* wiederum beschreibt die Möglichkeit *intensivierter* Interaktion über Distanzen hinweg im Kontext eines global vereinheitlichten raum-zeitlichen Bezugsrahmens (vgl. Giddens 1994: 63f., 70). Dass Letzterer sich vornehmlich aus der Dynamik der Ausweitung von institutionellen Mustern der westlichen Moderne erklärt, bedeutet nach Giddens keineswegs die Verwestlichung globaler Kultur und Gesellschaft. Im Gegenteil, Giddens behauptet, dass diese Universalisierung westlicher Infrastruktur den privilegierten Zugriff des Westens auf den Rest der Welt unterminiert hat (vgl. ebd.: 51f.). Globalisierung schafft also in dieser Lesart zunächst eine Infrastruktur, durch die verschiedene Kulturen und Lebensstile erst in Kontakt und dann auch in Konflikt über die ›richtige‹ Deutung des neuen Handlungs- und Erfahrungsraumes geraten und in der die Begrenztheit des sinnstiftenden Potenzials der ›eigenen‹ Kultur sowie die Sinnstiftungen ›der Anderen‹ zunehmend schwierig zu ignorieren sind (vgl. Featherstone 1992: 4).

Auf dieser eher abstrakten Argumentationsebene kann man somit in Anlehnung an Nederveen Pieterse von einem »Ende introvertierter Kulturen« als dem signifikanten Ergebnis kultureller Globalisierung sprechen (Nederveen Pieterse 1995: 62). Diese

›kulturelle Öffnung‹ ist offensichtlich nicht notwendigerweise mit einer Vereinheitlichung von vormals vergleichsweise introvertierten Kulturgemeinschaften gleichzusetzen. In dieser Hinsicht impliziert Globalisierung zunächst nur die Erweiterung kultureller Optionsräume. Der potenzielle Zugang zu globalen Symbollandschaften kann durchaus auch zur Revitalisierung lokaler und regionaler kultureller Differenzen und Differenzierungen beitragen. Für Stuart Hall stellt sich damit die Heterogenisierungs-/Homogenisierungsdebatte als ein Scheindilemma dar, das den dominanten Prozess gegenwärtiger Kulturentwicklung verstellt, nämlich den eines komplexen und andauernden ›Übersetzens‹ zwischen verschiedenen symbolischen Welten und Identitäten (vgl. Hall 1996: 310). Kulturelle Globalisierung meint also in dieser Sichtweise nicht die Homogenisierung bzw. Nivellierung von Unterschieden, sondern eine Veränderung in der *diskursiven Dynamik*. Nicht Territorien, sondern translokale, transregionale und transkontinentale soziale Netzwerke bestimmen zunehmend die Organisationslogik globalisierter kultureller Formen (vgl. Hannerz 1992: 232, 218; Waters 1995: 136; Nederveen Pieterse³³ 1995: 51f.). Es scheint dieser Konfiguration neuer kultureller Vernetzungen und Verknüpfungen zunächst angemessen, mit Hannerz von einem Verschwinden *alter* kultureller Distinktionen bei gleichzeitigem Hervorbringen *neuer* kultureller Differenzierungen zu sprechen (vgl. Hannerz 1998: 64).

Allerdings wissen wir mit Appadurai auch, dass die neue Logik kultureller Differenzierung nicht in einem machtleeren Raum stattfindet (vgl. Appadurai 1998a: 12ff.). Die politische Mobilisierung von Gruppenidentitäten auf der Basis von *cultural difference* ist ein gängiges Muster unserer Zeit. Als Brennpunkt kultureller Neuordnung durch *politischen Kulturalismus* taucht in diesem Zusammenhang notwendigerweise das Problem des Nationalstaats auf: Das soziale Konstrukt einer Nationalstaatsgemeinschaft war oder ist ja schließlich in der Moderne das Hauptbezugssystem kultureller Identität (vgl. Waters 1995: 134). Globalisierung stellt die (konstruierte) kulturelle Kongruenz von Volk(/Ethnie)-Staat-Nation-Territorium in Frage. Aus dieser Sicht ist der Nationalstaat in seinem Bedarf nach ›sinnhafter‹ Legitimität auf die Generierung und (gewaltsame) Aufrechterhaltung eines »flat, contig-

uous, and homogenous space of nationness« angewiesen (Appadurai 1998a: 189). Globalisierung impliziert demgegenüber in der Tendenz eine »pluralization of national cultures« und somit kulturelle Ausdifferenzierung dieses (scheinbar) homogenen Identitätsraumes bis in die lokale Ebene hinein (Hall 1996: 307ff.). Die zu beobachtende Tendenz zur (Re-)Konstruktion ethnisch »reiner« Nationalismen, u. a. auf dem Balkan, ist eine Erscheinungsform dieses komplexen und widersprüchlichen Prozesses, charakterisiert durch »the mutual effort of sameness and difference to cannibalize each one another« (Appadurai 1992: 307f.).

Diese Ausführungen machen deutlich, dass die Gleichstellungen von Homogenisierung mit Globalisierung einerseits, von nationalen und lokalen Kulturen mit authentischer kultureller Vielfalt andererseits, wie sie z. B. in Benjamin Barbers provokativer Studie »Jihad vs. McWorld« (1996) anklingen, wenig zum analytischen Verständnis gegenwärtiger kultureller Neuordnungsprozesse weiterhelfen. Diese Logik verdeckt, dass das, was als lokal und authentisch und daher verteidigenswert, gegen die »Dampfwalze« Globalisierung ins Feld geführt wird, selbst nicht strikt homogen war bzw. ist, sondern immer schon latent hybride Formen kultureller Identität beinhaltet(e) (vgl. Hall 1996: 304; Robertson 1995; Nederveen Pieterse 1995; Hannerz 1998: 8).

Wie immer bei binär zugespitzten Diskussionen kann man auch beim Problem »Homogenisierung oder Heterogenisierung von globaler Kultur« eine gewisse Nachlässigkeit bei der Unterscheidung von Problemebenen beobachten. Argumente zu *consumer culture*, *Americanization*, *westernization*, *standardization* meinen scheinbar dasselbe, nämlich Homogenisierung kultureller Erfahrung, und beschreiben dennoch recht unterschiedliche Phänomene. Noch wichtiger erscheint analytische Klarheit, wenn es um die Bedeutung des Kulturbegriffs geht: Bezieht sich die Rede von einer *global culture* auf kulturelle Güter, Konsumartikel und Modestile oder auf einen umfassend strukturierten und weltweit geteilten Sinnhorizont? Mit Featherstone ließe sich in einer ersten Annäherung argumentieren, dass die Existenz einer einheitlich-integrativen *global culture* im Sinne einer der Nationalstaatskultur ähnlichen, aber auf die Weltgesellschaft erweiterten

Sinnkonfiguration zu verneinen wäre, während eine Globalisierung partieller kultureller Muster, wie sie sich in Konsumverhalten und Alltagskultur zeigen, durchaus gegeben ist (vgl. Feathers-ton 1992: 1f.). Hiervon wiederum wären die sich u. a. um transnationale (z. B. universitäre) Berufswelten entwickelnden *third cultures* zu unterscheiden. Und letztlich lässt sich hiervon wiederum ein vergleichsweise abstraktes Verständnis von *global culture* im Sinne eines ganzheitlich-globalen Referenzrahmens abgrenzen, wie es von Albrow im Konzept des *globalism* angedacht ist, also dem Verpflichtetsein menschlichen Handelns gegenüber Werten, die sich aus dem Zustand des Planeten und der auf ihm beheimateten Spezies speist (vgl. Albrow 1996: 166; vgl. oben).

Wenn über Entwicklungen hin zu einer ›globalen Kultur‹ gesprochen wird, treten zwangsläufig Diskussionen um die Rolle von Konsumtion ins Blickfeld. Unter Vernachlässigung der oben eingeforderten analytischen Unterscheidung zwischen verschiedenen Ebenen von *global culture* ist nach John Tomlinson eine Tendenz zu beobachten, insbesondere Phänomene einer globalen Massenkonsumtion als Bestätigung für den Albtraum einer homogenen *global culture* im weiteren Sinne zu nehmen (vgl. Tomlinson 1999: 79f.). Die *global consumer culture* wird zum Synonym für Globalisierung als Homogenisierung (vgl. Waters 1995: 139f.). Betrachtet man die statistisch ausgewiesene globale Präsenz solcher Firmen wie Coca Cola und McDonalds (vgl. Cohen / Kennedy 2000: 231, 239), dann liegen in der Tat solche mit dem ›Kulturimperialismus‹-Ansatz (vgl. oben) verbundenen Schlagwörter wie *cocacolonization* (vgl. Hannerz 1992: 217) oder *McDonaldization* (vgl. Ritzer 1993) nahe. Aber erlaubt es diese globale Präsenz bestimmter Labels, bereits von einer homogenisierten, amerikanierten Globalkultur zu sprechen, in der nach Zygmunt Baumanns zugegebenermaßen übertriebenen Skizzierung »everyone everywhere may feed on McDonalds hamburgers and watch the latest made-for-TV docudrama« (zit. in Tomlinson 1999: 95).

Auf eher theoretischer Ebene sei an dieser Stelle neben Ritzers ›McDonaldisierungs-These‹, nach der der genannte Fast-Food-Hersteller nur der ›paradigmatische Fall‹ für ein viel breiter angelegtes System effektiver kultureller (Selbst-)Kontrolle sowohl von Produzenten als auch Konsumenten ist, vor allem an Sklairs Ar-

gument betreffs der »culture-ideology of consumerism« erinnert (vgl. Sklair 1991; vgl. oben). Hier lautete die Annahme, dass transnational gesteuerte Formen von Konsumption nicht nur die globale Ökonomie im engeren Sinne »am Dampfen« halten, sondern auch zur generellen Durchdringung der Weltgesellschaft mit dem Ethos und den Werten eines korporativen Kapitalismus wesentlich beitragen.

Argumente gegen die These, dass globalisierte Formen von Konsumption zu einer global homogenisierenden Erfahrungskultur führen, wurden aus verschiedenen Diskussionszusammenhängen heraus erbracht. Nach dem Motto »the margins coming into representation«, zeigen medienwissenschaftlich basierte Studien, dass die massenmedial generierte Welt des *global village* durchaus keine einheitlich strukturierte Angelegenheit ist. So hat sich z. B. die lateinamerikanische TV-Landschaft weitestgehend von der Dominanz durch US-Programme emanzipiert. Brasiliens »TV Globo« z. B. kreierte mit seinen *telenovelas* einen mittlerweile in 112 Länder exportierten Verkaufsschlager. Ebenso hat Bombay sich zu einem regionalen Zentrum der globalen Medienlandschaft entwickelt. Produkte aus »Bollywood« werden mittlerweile nach Russland, Lateinamerika und Afrika exportiert, ganz abgesehen von den in den globalen Städten verstreuten Emigranten indischer Herkunft (vgl. Schelling 1998: 142ff.; Cohen / Kennedy 2000: 244). Auf der Akteursebene gibt Appadurai (1992) zu bedenken, dass der unbestreitbaren Tendenz zur Homogenisierung durch die Verbreitung des *American way of life* in der globalen Konsumgesellschaft immer zugleich eine Tendenz zur *indigenization* entgegenwirkt. In ähnlicher Weise, und in Anspielung auf die obige Unterscheidung zwischen zwei Konzepten von Kultur, argumentiert Tomlinson, dass die weltweite Präsenz bestimmter kultureller Güter wohl etwas über die globalen Marktstrategien bestimmter Unternehmen, aber zunächst noch gar nichts über die »sinnhafte Verarbeitung« dieser kulturellen Artefakte in unterschiedlichen soziokulturellen Milieus besagt (vgl. Tomlinson 1999: 83f.). Empirisch unterlegt werden kann diese Sichtweise mit dem Verweis auf Friedmans Studie zur innovativen De- und Re-Kontextualisierung globaler Modelabels im Prozess der Anhäufung kulturellen Kapitals durch Jugendliche im urbanen

Kongo und Zaire (vgl. Friedman 1992: 314ff.) oder Caroline Humphreys Studie zur beschwerlichen und widersprüchlichen ›kulturellen Aneignung‹ westlicher Konsumgüter im Moskau der frühen 1990er Jahre (vgl. Humphrey 1995). Umgekehrt verweist Vivian Schelling darauf, dass die Herausbildung globaler Kulturindustrien nicht notwendigerweise das Ende lokalspezifischer kultureller Vielfalt impliziert, sondern oftmals vielmehr deren Rekonstitution in der globalen Arena bedeutet, wenn auch als Ware und in vermarkteter Form (vgl. Schelling 1998: 144). In die postmoderne Offensive geht darüber hinaus Featherstone mit seinem Argument von der ›Ästhetisierung des Alltags‹ (vgl. Featherstone 1991). In der (globalen) Konsumgesellschaft ist demzufolge Konsumption immer auch ein Spiel mit Symbolen und Bedeutungen. Konsumption wird zum Mittel der Identitätsbildung. Der Konsument, statt sich im Dschungel der Zeichen und Symbole zu verfangen, wird zum Experten im Umcodieren vorgegebener kultureller Codes. Eine wiederum etwas vermittelndere Position nehmen Lash und Urry in ihrer Analyse globaler Kulturindustrien ein (vgl. Lash/Urry 1994). Diese generieren demnach beides, Sinnentleerung und Verflachung (sowohl der Konsumgüter als auch der Konsumenten) einerseits, aber andererseits auch den Spielraum für ästhetische Reflexion und reflexives Konsumverhalten im Sinne von weitergreifenden Handlungs- und Motivationsrelevanzen, wie sie z. B. in *fair trade*-Initiativen zum Ausdruck kommen.

Die hier zusammengetragenen Stimmen innerhalb der Diskussion zur *global culture* machen deutlich, dass Tendenzen hin zur *commodification of cultural experience* wohl wirksam sind, dass aber von dieser Beobachtung nicht ohne weiteres auf die vereinfachende These von der homogenisierten globalen Kultur geschlossen werden kann. Diese Ebenen gilt es analytisch auseinanderzuhalten (vgl. Tomlinson 1999: 83ff.). Neue Transport- und Kommunikationsnetzwerke haben wohl eine globale Arena von Kultur und Identität hervorgebracht. Es ließe sich in Anbetracht der vielfältigen und komplexen Vernetzungen innerhalb der globalen Arena, wo »in principle, at least, anything cultural can move from anywhere to anywhere, from anybody to anybody«, sogar von einem »globalen Sinnpool« reden (Hannerz 1998: 50). Aber die

distributive Logik dieses Sinnpools macht es sofort einsichtig, wenn für eine ›weichere‹ Definition von »global cultures in the plural« plädiert wird (Featherstone 1992: 10). *Global culture* als global vernetzter Sinnpool ist nicht dasselbe wie eine global übergreifende vereinheitlichte Metakultur.

Neue Polarisierungen und globale Utopien

Wenn man ein prozessuales und distributives Verständnis von *global culture* (vgl. vorhergehenden Abschnitt) ernst nimmt, so impliziert dies nicht nur ein Plädoyer zur kontextspezifischen, d. h. immer auch: empirischen, Analyse von konkreten Konfigurationen des Zusammenspiels kultureller Vereinheitlichung und Differenzierung. Wie einige Autoren im Kontext der Homogenisierungs-/Heterogenisierungsdebatte verstärkt betonen, verbergen sich hinter dieser Dichotomie neue Formen soziokultureller Polarisierung. Kurz, »globalization divides as much as it unites« (Bauman 1998: 2).

Besonders deutlich wird dies im Hinblick auf die ursprünglich von vielen utopischen Erwartungen geprägte Sicht auf die Rolle des Internets in der Generierung einer »new global arena of culture« (Robins 1991: 28ff.). Hier hat sich in der Einschätzung des demokratischen Potenzials, sowohl was den Zugang zu *new technologies* als auch die interne Strukturierung des Internets selbst angeht (»world without frontiers«), Ernüchterung breit gemacht (vgl. Sassen 1999; Castells 1996: 345ff.). Lash und Urry extrapolieren diese Sicht auf die Polarisierungen innerhalb der neuen globalen Kulturökonomie insgesamt: Danach bewohnt die *new underclass* die *wild zones*, die weitestgehend außerhalb kulturell-ästhetischer, aber auch außerhalb sozioökonomischer Vernetzungen liegen (vgl. Lash / Urry 1994: 145, 318). Die sozialen Peripherien globaler Entwicklung können nicht mehr in territorialisierten Zentrum/Peripherie-Mustern verortet werden. Stattdessen finden sich die neuen Disparitäten und Stratifikationen innerhalb desselben Landes, derselben Stadt, oftmals sogar derselben Nachbarschaft (vgl. ebd.: 28f.).

Es scheint somit plausibel, wenn Bauman argumentiert, dass

hinter dem als Homogenisierungs- / Heterogenisierungsdebatte geführten Diskurs eigentlich ein »process of world-wide *restratification*« zu suchen ist (Bauman 1998a: 43). Dieser Prozess zeigt auf der Oberfläche durchaus soziokulturelle Vielfalt und Diversifizierung, ist aber zugleich ein ›Spiel‹ zwischen immer ungleicher werdenden ›Partnern‹. Globalisierung polarisiert Mobilität im Sinne von Zugänglichkeit zu sozioökonomischen wie auch soziokulturellen Optionsräumen. Bauman fasst diese Dualisierung in den Metaphern ›Touristen‹ – denjenigen, denen sich durch Mobilität Optionen auftun *können* – und ›Vagabunden‹ – denjenigen, die bestimmte Optionen wahrnehmen *müssen*, weil ihnen gar nichts anderes übrig bleibt (vgl. ebd.: 47). In eine ähnliche Richtung argumentiert Lashs und Urrys Unterscheidung zwischen der freiwilligen Mobilität derer, die in den Netzwerken der neuen globalen Kulturökonomie ›zirkulieren‹ (»to circulate«), und der erzwungenen Mobilität derjenigen, die sich wider Willen in ihr ›fortbewegen‹ müssen (»to move«) (Lash/Urry 1994: 29f.).

Die wohl radikalste Ausformulierung dieser globalen Restratifizierung zwischen Globalisierungsgewinnern und Globalisierungsverlierern findet sich in Castells' *Network Society* (1996). Er proklamiert eine zunehmende Polarisierung zwischen dem durch die Mobilität und Flexibilität globaler Netzwerke generierten »space of flows« (Flüsse von Informationen, Kapital, Kultur) einerseits und dem sich auf lokaler Kultur und Gemeinschaft begründenden »space of place« andererseits. Macht ist hier nicht (mehr nur) durch Kontrolle von Territorien monopolisiert, sondern durch Zugang zu globalen Netzwerken kanalisiert. Während sich die Eliten der *network society* zunehmend global bewegen und kosmopolitan denken und fühlen, bleibt für den Rest nur ein Leben in selbstbezogenem Lokalismus (vgl. ebd.: 378, 410ff.). Dies Szenario hat mehr als nur ökonomische Relevanz. Castells spekuliert hier in letzter Konsequenz auf ein Szenario, in dem die eine Welt sich spaltet in »parallel universes whose times cannot meet because they are warped into different dimensions of social hyperspace« (ebd.: 423ff.).

Der Welt der nicht nur materiell, sondern auch symbolisch von der globalen Kulturökonomie zunehmend Entfremdeten, also der

sich in ihren lokalen Milieus real oder symbolisch verbarrikadierenden Bewohner der *wild zones*, wie sie z. B. in den *council estates* in Großbritannien, den Gettos der US-amerikanischen Großstädte, aber auch in den Plattenbausiedlungen mancher ostdeutscher Städte wie Hoyerswerda (Lashs und Urrys Beispiel) zu finden sind, steht also eine Welt der Globalisierungsgewinner gegenüber. Eine solche Welt scheinbar rundum ›gelungener‹, d. h. materiell, geographisch, ästhetisch wie auch ökologisch ausbalancierten Identitäten skizziert David Brooks in seinem Porträt der ›Bobos‹ (vgl. Brooks 2000). Nach Brooks ist es diese neuartige Verschmelzung von Bohemiens und Bourgeoisie, die es auf der Grundlage eigenen Verdienstes im Sinne erworbener Bildung schafft, »the best of both worlds« zu haben, Konsum und Authentizität, wirtschaftlichen Erfolg und Sensibilität für soziale und ökologische Fragen, Mobilität und *community spirit*. Diese scheinbar gelungene Balance ist es auch, die die in Anwaltsfirmen, Unternehmensberatungen, Technologieunternehmen und der Wallstreet zu findenden »Bobos« in Brooks Augen zur neuen Elite Amerikas (und somit der Welt) qualifiziert. Hingegen kommt Richard Sennett aufgrund empirischer Untersuchungen, u. a. mit entlassenen höheren IBM-Angestellten, zur Auffassung, dass zunehmend auch innerhalb der *better off*-Eliten der globalen Kulturökonomie eine beschleunigte Polarisierung greift (vgl. Sennett 1998). War früher Mobilität (im engeren und weiteren Sinne) ein Garant für sozialen Aufstieg und vergleichsweise soziale Sicherheit, so stellt der hyperflexible globale Kapitalismus auch seine Eliten unter ein Regime von Dauerunsicherheit, Risikoverpflichtung und Pseudomobilität, ohne ein für den Einzelnen berechenbares Bezugssystem bereitzustellen, was nach Sennett zwangsläufig zu einer latenten Unterminierung von Moral (»corrosion of character«) führt.

Die Restratifizierung der globalen Gesellschaft verläuft somit in etwas komplexeren Bahnen, als dass sie durch die polarisierenden Metaphern ›Tourist‹ und ›Vagabund‹ ausreichend gefasst werden könnte. Und auch die »power-geometry« (Massey zit. in Hall 1996: 320f.) innerhalb einer sich formierenden globalen Gesellschaft stellt sich sicher komplexer dar, als dass man Massey ohne weiteres beipflichten könnte, wenn sie behauptet: »there are

the groups who are really in a sense in charge of time-space compression« (ebd.: 321). Während das Bild radikaler Polarisierung, wie es insbesondere von Castells (vgl. oben) unter sozioökonomischer Perspektive für die globale Gesellschaft gezeichnet wird, insgesamt wohl zutreffen mag, zeigt Castells selbst sehr deutlich, dass auch hier zumindest in bestimmten Bereichen neue Formen sozialer Elastizität entstehen. Zeigen lässt sich dies am Beispiel der neuen Kommunikations- und Informationstechnologien und der mit ihnen verknüpften neuen Möglichkeiten sozialen und politischen Handelns. So ist das Internet, als die offensichtlichste Realisierung der *network society*, zwar rein nach Mitgliedszahlen und geographischer Distribution durchaus eine »Gesellschaft der wenigen«, aber dennoch zugleich nicht ein von den sozioökonomischen Eliten monopolisierbares Instrument der Kontrolle und Machtausübung (Castells 1996: 345ff.). Es ermöglicht die Ausdehnung sozialer Netzwerke zwischen Gleichgesinnten welcher Art auch immer, macht neue Formen von politischer Demokratisierung möglich (z. B. *virtual sit-ins* im Kontext von Seattle 1999) und stellt die »weiche Infrastruktur« für die globale Propagierung lokalen Widerstandes (z. B. der *zapatistas* in Mexiko) dar (vgl. ebd. 362f.).

Der interessantere Aspekt in Masseys Argument liegt jedoch darin, dass ein Licht auf den Globalisierungsdiskurs selbst zurückgeworfen wird: Inwieweit dient dieser Diskurs der kulturellen Balance obiger Stratifikationen und Macht(im)balancen? Inwieweit sind diejenigen, die in den »small worlds« (vgl. Lodge 1985) des Journalismus und des Akademischen über »Globalisierung« bzw. *global culture* reden und schreiben, nicht auch die Nutznießer eines selbstreferenziellen globalen Systems (vgl. Friedman 1995: 79f.)? Wohl auch aus diesem Grunde hat Robertson die am Anfang dieses Buches erwähnte »reflexive Theorie von Globalisierung« angemahnt (vgl. Robertson/Khondker 1998).

Die zunehmend geteilte Beobachtung, dass die meisten derer, die über globale Gesellschaft und Kultur reden und schreiben im kulturellen wie diskursiven Kontext der westlichen Moderne wahrlich »zu Hause« sind, Globalisierungstheorie also wesentlich aus dem begrenzten Horizont der mit sich selbst beschäftigten westlichen Moderne (und ihrer Eliten) erwächst (vgl. Hannerz 1998: 55; Featherstone 1992: 11), ist hierzu zumindest ein Anfang.

Statt einer Zusammenfassung ...

*One almost expects any mention of
globalization now to be accompanied by
either booing or cheering.
(Ulf Hannerz 1998: 5)*